Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft

Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt

Band: - (2004)

Heft: 1

Artikel: Im Gespräch mit Rudolf Suter, dem Verfasser der "Baseldeutsch-Grammatik" und des "Baseldeutsch-Wörterbuch" : Baaseldytsch

Autor: Suter, Rudolf / Ryser, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-842792

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

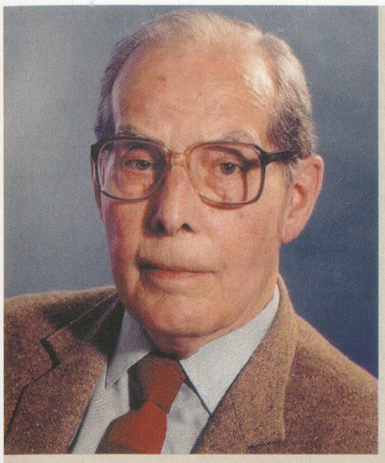
Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Gespräch mit Rudolf Suter, dem Verfasser der «Baseldeutsch-Grammatik» und des «Baseldeutsch-Wörterbuch»

Baaseldytsch

Das Baseldeutsch sei am Aussterben, wird behauptet: Schon immer. Bereits um 1760 beklagte Johann Jakob Spreng, seines Zeichens Waisenhauspfarrer, Germanist und Pionier der Mundartforschung das Verschwinden alter und das Aufkommen dialektfremder Wörter. So wurde damals das altgewohnte «Mietterli» durch die neumodische «Mama» verdrängt. Hundert Jahre später doppelte Karl Rudolf Hagenbach nach und stellte besorgt fest, dass die Jugend statt von «Immen», «Summervögel» und «Umbeisen» lieber von «Bienen», «Schmetterlingen» und «Ameisen» spreche.



Dr. Rudolf Suter,

geboren 1920, ist Fachmann für Baseldeutsch. Bereits seine Dissertation, in der er sich mit der Basler Mundartdichtung und -forschung im 17. und 18. Jahrhundert beschäftige, fokussiert den Dialekt. Später gestaltete er Mundart-Sendungen für das Radio und war Herausgeber von Mundart-Texten. Für das Schweizer Fernsehen übersetzte er zwei Molière-Komödien auf Baseldeutsch.
Nach seinen Tätigkeiten als Feuilletonchef bei den Basler Nachrichten, als Deutschdozent an der Ingenieurschule beider Basel und als Vizepräsident der staatlichen Heimatschutzkommission (heute Stadtbildkommission), verfasste er als Mitarbeiter der Christoph Merian Stiftung die erste umfassende «Baseldeutsch-Grammatik» und das «Baseldeutsch-Wörterbuch». Daneben war er während zehn Jahren verantwortlich für die Redaktion des Basler Stadtbuches.

Das Baseldeutsch gehört zwei verschiedenen Dialektgruppen an: dem Niederalemannischen, das in der elsässischen Nachbarschaft gesprochen wird und der Vielfalt der oberalemannischen Schweizer Dialekte. Zwischen diesen beiden Sprachgruppen hat sich, allen Unkenrufen zum Trotz, auf wenigen Quadratkilometern über Jahrhunderte hinweg eine im eigentlichen Sinne Stadt-Mundart halten können, die, wie Sie schreiben, von den Miteidgenossen als «etwas Besonderes, ja Befremdliches empfunden wird».

Diese Sprachinsel konnte sich einerseits wegen der Beziehungen von Basel zum niederalemannisch sprechenden Elsass halten und andererseits wegen der Fasnacht, an der sich die «Zeedel»-Autoren und Schnitzelbänggler bemühen, ein möglichst klassisches Baseldeutsch zu schreiben.

Als drittes Element darf man die Tatsache erwähnen, dass Basel, wie andere Reichsstädte auch, im Mittelalter und Spätmittelalter eine eigene Kanzleisprache hatte, die viel näher mit dem Dialekt verwandt war als die Schriftsprache, die sich aus der Bibelübersetzung von Luther entwickelte. Und nun kommt in unserem Fall ein «ésprit conservateur» dazu, ein typisch baslerisch bewahrendes Element. So findet man noch in Akten und Dokumenten bis ins 18. Jahrhundert Floskeln aus dem spätmittelalterlichen Bereich.

Jeder Dialekt hat seine besonderen Schattierungen, die weniger an einzelne Quartiere als an gesellschaftliche Schichten gebunden sind. So gibt es auch im «Baaseldytsch» zahlreiche Abstufungen zwischen dem «Dalbanesisch» und der Mundart, die man gemeinhin auf der Strasse hört. Als Grundlage für Ihre Baseldeutsch-Grammatik haben Sie «Dalbanesisch» gewählt, die Sprache der alteingesessenen Basler Familien, die Sie auch schon als «Sonntagskleid-Dialekt» bezeichnet haben.

«Dalbanesisch» in Anführungszeichen. Gemeint ist nicht die St. Alban-Vorstadt, sondern das Gellert-Quartier. Dort entstanden im 19. Jahrhundert zahlreiche grossbürgerliche Villen. Es gab damals eine riesige Zuwanderung von Badensern und Ostschweizern. Ihnen gegenüber versuchte die alteingesessene Ober- und Mittelschicht, ihren Dialekt einigermassen zu bewahren. So entwickelte sich in ihrem Sprachgehaben eine gewisse Manieriertheit. Die Zuzüger akzeptierten und imitierten diesen Dialekt. Es war aber nicht zu vermeiden, dass aus den verschiedenen eidgenössischen Dialekten Elemente übernommen wurden. So ist nicht anzunehmen, dass ein Arbeiter aus der Seidenbandindustrie Dalbanesisch sprach. Er sagte wahrscheinlich nicht «scheeni Baim», sondern «schöni Böim».

Das klassische Baseldeutsch als Soziolekt, als Sprache also, die an eine bestimmte Gesellschaftsschicht gebunden ist. Zahlreiche Eigenheiten dieses Baseldeutsch sind am Aussterben. Zu nennen ist die so genannte Entrundung: Aus «scheen» wurde «schön», aus «nyt» wurde «nüt», aus «Fraid» wurde «Freud», aus «Brieder» wurde «Brüeder» (wobei gerade das «ie» eine erstaunliche Widerstandskraft hat). Bald nur noch Erinnerung ist der Brauch, Geschlechtsnamen auch dann als weibliche Hauptwörter zu verwenden, wenn ihr Träger ein Mann ist, also «d Fuschle» für «Vischer», «d Schmuttle» für «Schmied», «d Schaidogge» für «Scheidegger» usw.

Das ist schon so. Nöldi Schneider, der mit mir in die Schule ging und später Regierungsrat wurde, war für uns «d Schnytzge». Das würde man heute nicht mehr sagen. Übrigens: «d Müllere» und «d Meiere» – das galt sowohl für den Herrn Müller als auch für seine Frau. Man musste aus dem Kontext erraten, wer nun gemeint war.

Am Verschwinden ist auch die Gewohnheit, Namen weiblicher Personen sächlich zu verwenden wie zum Beispiel «s Gryschtyyn», «s Saalemee» und «s Vrooni». Sie steht im Widerspruch zu einer politisch korrekten Anwendung des weiblichen Artikels, wie er seit Jahren erfolgreich von feministischen Kreisen gefordert wird.

Was das betrifft, so gab es früher eine feine Differenzierung: «d Lisa» war die Magd und «s Lisi» die Tochter des Hauses. Es handelte sich um eine Koseform und es war durchaus üblich, dass man sie für nahe stehende weibliche Personen bis ins Erwachsenenalter gebrauchte.

Was häufig beklagt wird: Auch der Satzbau nähert sich der Schriftsprache an. Sie demonstrieren das in einem Artikel [in: «Vom heutigen Stand des Baseldeutschen»] anhand des folgenden Beispiels:

Dialektgemäss:
«S het Katze ghaaglet und gschittet wie lätz; aber mer sind ainewääg go spaziere – mer händ aifach wider emool miese frischi Luft schnappe.»

Mundartfern:
«Obglyych s Katze ghaaglet het, simmer go schpaziere, um äntlig frische Luft z schnappe.»

Trifft es zu, dass zusätzlich zum «neuen» Satzbau Wörter wie «obgleich» und «um» Einzug im Dialekt halten, die ganz klar aus der Schriftsprache kommen?

Das hängt mit den Medien zusammen. Mit dem Zeitungsjargon, vor allem aber mit dem Fernsehen, das seit 50 Jahren in den Wohnstuben präsent ist. Dadurch hat der Dialekt einen wesentlich schwereren Stand als früher. Man schaut auch deutsche Sender und so übernimmt man automatisch mundartfremde Wörter wie zum Beispiel «Tschüss» und sogar «Tschüssli», was übrigens eine baslerische Neubildung ist, denn in Deutschland sagen sie kaum je «Tschüsschen».

Interessant in diesem Zusammenhang ist auch der Einfluss der Technik auf die Mundart. Allein um dieses Interview (!) in den Computer (!) zu tippen (!), benötigt man die Controll- (!), die Enter- (!) und die Shift-Taste (!). Am Schluss wird das Ganze auf eine CD-Rom (!) abgespeichert oder auf den Server (!) der *Akzént*-Redaktion gemailt (!). Überfordert die fortschreitende Technisierung den Dialekt?

Üblicherweise wird eine technische Bezeichnung aus der Sprache, aus der sie kommt, übernommen. Der Computer hat sich gegen den «deutschen» Elektronenrechner durchgesetzt. Dazu kommt eine gewisse Anglomanie, auch von Leuten, die nicht einmal Englisch können. Denken Sie an all die «Shops» und «Centers». Ferner gibt es Anpassungen wie beispielsweise «Hesch s checkt?», was ein Engländer in diesem Zusammenhang so wohl kaum verstehen würde.

Der Einfluss fremder Sprachen ist nicht neu. Typisch bis auf den heutigen Tag sind beispielsweise französische Ausdrücke bei der guten alten SBB. Zu denken ist an den «Perron» und das «Billet», das man seinerzeit sogar am «Guichet» bezog. Noch heute gibt es ältere Basler, die sich im Hinblick auf das Wetter «drumpiere» und den «Baareblyy» zu Hause vergessen.

Französisch begann schon im 17., 18. Jahrhundert. Und so wie es heute die Anglomanie gab, existierte damals eine Frankomanie. Es gab Familien, zur Zeit der Helvetik, die untereinander französisch korrespondierten und deren Sprache mit französischen Ausdrücken durchsetzt war. Doch auch Peter Ochs gab sich mit dem Dialekt ab. Es ist nicht anzunehmen, dass er – wie manchmal unterstellt wird – nicht Baseldeutsch konnte. Er verfasste sogar ein kleines Idiotikon, ein Wörterbüchlein der Mundart.

Die Sorge um den Dialekt aber entstand nicht damals, sondern, wir haben es erwähnt, erst gegen das Ende des 19. Jahrhunderts.

Rudolf Kelterborn, ein Lehrer, schrieb im Jahrbuch 1899 einen Artikel «Vor Thorschluss». Darin behauptete er: «So verschwinden bei der gegenwärtigen Macht der Verkehrsmittel die Dialekte.» Im 20. Jahrhundert, führte er weiter aus, werde wohl kein Gedicht und kein Drama mehr in Mundart geschrieben.

Aber genau im 20. Jahrhundert kam die grosse Blüte der baseldeutschen Literatur: Da gab es Dominik Müller und Fritz Liebrich, den wohl besten Lyriker in einer Sprache, die nicht viele lyrische Elemente hat. Später kam Hermann Schneider, der mehr expressionistische Stücke schrieb: «Dootedanz», «Fäärimaa» usw. Das war die grosse Blüte des Dialekttheaters. In den zwanziger Jahren spielte man es sogar auf der Bühne des Stadttheaters. Dann kamen die Freilichtspiele auf dem Münsterplatz. Später war das Theater nicht mehr in der Lage, Dialektspiele aufzuführen, da es kaum noch Schauspieler gab, die den Dialekt beherrschten.

Het s Baaseldytsch non e Zuekumft?

D Antwoort isch glaar: S Baaseldytsch git s no lang. Es isch doch e Dail vo unserer Ydentiteet; und die git me nid lyycht uff. Fryylig het s scho im voorletschte Jorhundert eso Joomergrääze gää, wo der Untergang vom Dialäggt voruusgsait hänn. Ainewääg isch s Baaseldytsch bis hitte resischtänt bliibe. Gwiis, es schlyfft sich als wie mee ab und nimmt Aigeheite vo andere Dialäggt oder Weerter us fremde Sprooche uff. Das isch allewyyl esoo gsii, numme goot s hitzedaag vyl gschwinder. Zem Byschpiil isch die soginannti Entrundig (also «scheeni Baim», «Keenig», Schlissel») noochezue verschwunde; au e Huffe glungeni Weerter sinn abhande koo, eppe «Spaarse» (Spargel), «Ammedyysli» (Pulswäremer), «Niesse» (Nichte). Numme ganz weenig Lyt reede no wie der Baerwart oder der Blasius; aber fir d Faasnacht brobiere d Zeedel- und Schnitzebanggdichter e meegligscht «glassisch» Baaseldytsch aanezbringe. So lang s also non e Faasnacht git, blybt unsere Dialäggt gwiis nid uff der Streggi. Glaar isch numme: Wemmer nit biwusst Soorg gänn zuen em, no goot er am Änd vilicht doch emool kabutt. – Jetz wisse mer, was mer z due hänn!

Rudolf Suter

Eine Besonderheit im Dialekt sind die wortbildenden Kräfte, die irgendwann, irgendwo, meist in einem kleinen Kreis, entstehen und wieder verschwinden. Zu ihnen gehört der schon wieder verstorbene «Ilp», ein Wort das wohl sonst nirgends auf der Welt für den Elefanten verwendet wird oder das Verb «schelle», das in der Schülersprache quasi aus dem Nichts entstanden ist.

Der «Ilp» wurde im 19. Jahrhundert mehr als Jux kreiert. Er wurde nie Allgemeingut. Aber jedermann weiss, was ein «Ilp» ist. Meine eigenen Kinder «kreierten» auch gewisse Wörter. Ein «Gluudi», das war für sie eine Schnecke. Das klingt irgendwie schleimig. Solche Wortschöpfungen gab es immer wieder und ein Teil davon ging im allgemeinen Sprachgebrauch auf.

Einfluss auf das Baseldeutsch haben auch Migrantinnen und Migranten. In gewissen Quartieren ist eine Art Soziolekt unter ausländischen Kindern und Jugendlichen entstanden, der durch eine Mischung aus Dialekt und anderen Sprachen gekennzeichnet ist.

Hier ist eine gewisse Primitivisierung der Sprache festzustellen. Diese Jugendlichen gehören verschiedenen Nationen an. Um sich unter einander verständlich zu machen, halten sie sich an möglichst einfache Satzkonstruktionen, oftmals sogar nur an Stichworte. Das kommt dem Bedürfnis entgegen, möglichst alles einfach zu haben. Man will sich auch sprachlich an keine Norm mehr binden. Ein Beispiel dafür sind die SMS-Meldungen, die Jugendliche einander, oft in einer abstrusen Orthografie, im Dialekt schreiben. Von der Sprachstruktur her handelt es sich um eine primitive Art der Kommunikation.

Sind diese Tendenzen vergleichbar mit der Entstehung und Entwicklung der «Hösch»-Sprache?

Die «Hösch»-Sprache war eine interessante Erscheinung. Sie zeichnete sich durch eine gewisse Rauheit aus. Man spricht nicht vom «Kääskiechli», mit angehauchtem «K», sondern vom «Chäschüechli», also mit einem oberalemannischen Einschlag. Der geistige Hintergrund, vor dem die «Hösch»-Sprache entstand, war die Zeit der Wirtschaftskrise der dreissiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Die Arbeitslosen warteten in der Utengasse vor dem Arbeitsamt, bis sie zum Stempeln eingelassen wurden. Es herrschte eine unfrohe Stimmung. Wohl typisch baslerisch dabei war der Umstand, dass man sich lustig über die Situation machte. Einzelne, so genannte Spruchhaufen fanden makabre Formulierungen: «Ych drüll dir am Naabel bis Beromünschter chunnt».

Eine der Wurzeln dieses Dialektes geht weit zurück, auf die Soldatensprache des 1. Weltkrieges, von der gewisse Ausdrücke in der «Hösch»-Sprache wieder aufgenommen wurden, zum Beispiel der «Näägerschwaiss» für einen nicht sehr guten Kaffee. So etwas dürfte man heute nicht mehr sagen. In den Truppen der Basler Regimenter war das damals

Englisch ist cool

Im Rahmen einer Untersuchung befragte man 1104 repräsentativ ausgewählte 14- bis 49-jährige, deren Muttersprache Deutsch ist.

Die Mc Donalds's Werbung «Every time a good time» konnten nur 59 % korrekt übersetzen.
Unter «Drive alive» (Mitsubishi) verstanden lediglich 18 %: «lebendiges Fahren», die meisten fühlten sich aufgerufen, eine Autofahrt, bitte sehr, zu überleben.
Das Motto «Powered by emotion» von Sat 1 wurde mehrfach mit «Kraft durch Freude» übersetzt, was dem jüdischen Fernsehsenderchef Haim Saban zu denken geben müsste.
Aus «Be inspired» von Siemens wurde eine Bienen-Inspektion. Interessant in diesem Zusammenhang: Siemens ein urdeutscher Konzern wirbt in Deutschland in englischer Sprache, während derselbe Konzern in Frankreich französisch wirbt.

Nun kennt man auch hierzulande die, nein nicht schleichende, sondern galoppierende Anglisierung unserer Sprache. «Drive no Drink» warnen die Plakate an unseren Strassen und meinen «Trink keinen Alkohol, wenn du fährst». Warum um Gottes Willen sagen sie es dann nicht auch, wenn Sie doch wissen, dass vielleicht lediglich die Hälfte der Angesprochenen in der Lage ist, die Aussage korrekt zu übersetzen. Hat es damit zu tun, dass «Job Center» cooler tönt als Arbeitsamt und «City Call» besser als Ortsgespräch? Wenn die Berliner Müllabfuhr blödelt: «We kehr for you» estimiert das nur eine verschwindende Minderheit, die den Sprachwitz versteht. Das hindert aber das Basler Baudepartement nicht, für unsere braven Strassenkehrer eine Sympathiewerbung nach dem Motto «Wischermens friend» zu machen.

Wie haben wir gelacht, als Zürich zu Down Town Switzerland wurde und der Flughafen Kloten zu Zurich Unique. Vor mir liegt ein Schreiben des Kleinbasler Polizeistützpunktes, ja genau jenes immer wieder liebevoll durch den Kakao gezogenen Clarapostens. «Community Police» steht auf dem Briefkopf. «Communitiy Police». Na ja!

gang und gäbe und sogar «Dalbaneseenli» brachten solche Ausdrücke mit nach Hause in die Sprache der Eltern. Mit dem wachsenden Wohlstand nach dem 2. Weltkrieg verschwand die «Hösch»-Sprache allmählich.

Es fällt auf, dass der Dialekt in der Schule ein marginales Dasein führt.

Dass es keine Dialektförderung in der Schule gibt, dass nichts Entsprechendes im Lehrplan vorgesehen ist, ist skandalös. Vollkommen abstrus ist die Idee der Erziehungsdirektoren, die bereits im Kindergarten die Schriftsprache einführen wollen. Das ist eine grobe Missachtung des Dialektes. Wie wollen sie so alte Lieder wie «Rooti Reesli im Gaarte» oder Abzählreime wie «äne däne disse, d Katz hett gschisse...» erhalten? Die sind lustig und werden von den Kindern begeistert aufgenommen und wenn sie verschwinden, so ist das eine Verarmung des Dialektes.

Das Romanische, das lediglich ein paar 10'000 Menschen sprechen, wird als vierte Landessprache finanziell gefördert, aber der Dialekt, der in der Deutschschweiz das allgemeine Verständigungsmittel ist und auch literarisch gebraucht wird, erhält keinerlei Unterstützung. Er wird auch nicht in der Bundesverfassung erwähnt. Dabei würde er es verdienen, als fünfte Landessprache anerkannt zu werden.

Verwendete Literatur

Heitz Dominik, Tagesthema, Basler Zeitung Nr. 264, 12.11.2003

Suter Rudolf, Vom heutigen Stand des Baseldeutschen, Basler Stadtbuch 1967, Helbing & Lichtenhahn, Basel

Suter Rudolf, Baseldeutsch-Grammatik, Christoph Merian Verlag, Basel, 1976, (3. Auflage 1992)

Suter Rudolf, Baseldeutsch-Wörterbuch, Christoph Merian Verlag, Basel, 1984 (2. Auflage 1995)

Spiegel Nr. 38, 15. September 2003